

**Bezugs-Preis**  
In der Hauptredaktion oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Subskriptionsstellen abgeholt: Vierteljährlich 4.50, —  
— zweimonatlich 2.50, —  
— monatlich 1.50, —  
Durch die Post bezogen: Vierteljährlich 5.00, —  
— zweimonatlich 3.00, —  
— monatlich 2.00, —  
Für die übrigen Länder nach dem Posttarif.

**Redaktion und Expedition:**  
Johannisstraße 8.  
Telefon 153 und 222.  
Telegraphische Anstalten:  
Karl Schönbach, Buchhändler, Universitätsstr. 3.  
E. Köpcke, Rathhausstr. 14, u. Königspl. 7.

**Haupt-Filiale Dresden:**  
Steinstraße 6.  
Telefon 101.  
Telegraphische Anstalten:  
Karl Schönbach, Buchhändler, Universitätsstr. 3.  
E. Köpcke, Rathhausstr. 14, u. Königspl. 7.

**Haupt-Filiale Berlin:**  
Königsplatz 11a.  
Telefon 101.  
Telegraphische Anstalten:  
Karl Schönbach, Buchhändler, Universitätsstr. 3.  
E. Köpcke, Rathhausstr. 14, u. Königspl. 7.

# Abend-Ausgabe.

# Leipziger Tageblatt

und

# Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig,  
des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**  
die 6spaltige Zeile 25 A.  
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4spaltig) 75 A, vor dem Familiennachrichten (6spaltig) 60 A.  
Tabelle und Tabellen entsprechend höher. — Gebühren für Nachfragen und Offertenannahme 25 A (vgl. Vorz.).

**Annahmeschluss für Anzeigen:**  
Abend-Ausgabe: Donnerstags 10 Uhr.  
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.  
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Die Expedition ist Montags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von G. Volz in Leipzig.

Nr. 340.

Montag den 7. Juli 1902.

96. Jahrgang.

## Politische Tageschau.

Leipzig, 7. Juli.

Vom dem Verhalten der polnischen Regierung, welche gegen die deutschen Katholiken im Allgemeinen in den amelsprovinzialen Verordnungen wütet, hebt sich besonders das Verhalten des Erzbischofs von Posen und Gnesen hervor ab. Seine amtlichen Reden und Rundreden sind in jedem Wort ein Verleumdungswort gegen die deutschen Katholiken in seinem Bistum über. Es wäre aber ein bedauerliches Versehen, wenn man sich aus diesen Gründen der Äußerung hingeben würde, als ob der genannte Erzbischof und die ihm unterstellte Geistlichkeit eine Stütze der deutschen Diktaturpolitik sein könnten. Dagegen spricht eine Reihe von Thatsachen in unabweislicher Weise. Im Jahre 1900 fand die Feier des 800jährigen Bestehens der Erzbischöflichen Kirchen statt. Derselben wurde der Aufbruch zur Veranstaltung dieser Feier war an alle Diözesane gerichtet, inhaltlich aber war der Aufbruch bestimmt, die Jubelfeier eines polnischen Erzbistums vorzubereiten. Die Leitung der Veranstaltung lag demnach ausschließlich in den Händen der polnischen Geistlichkeit und Aristokratie. Unter ihrer Leitung fand eine polnische Volksversammlung statt, die sich durchaus als eine Versammlung der polnischen Volkstheokratie darstellte. Inwieweit wurde in dieser Versammlung die kulturpolitische Geschichte der polnischen Erzbischöflichen Kirchen abgehandelt. Gatten noch darüber berichten können, das in Wirklichkeit die Feier nur für die polnischen Katholiken bestimmt war. So mußten diese durch die Ausübung des „Kulturkampfes“, des Organs der erblichkeitslichen Kirche, der polnischen Geistlichkeit und des polnischen Adels, völlig beseitigt werden. Das Wort sprach es unumwunden aus, das für die deutschen Katholiken die Möglichkeit, sich ihrerseits an der Jubiläumsvorbereitung zu beteiligen, welche doch immerhin die Feier eines mit der Geschichte der polnischen Nation eng verbundenen Bestehens wäre, von vornherein ausgeschlossen wurde. Am Schluß dieses Artikels wurde dann noch zum Ueberflus den deutschen Katholiken zu Gemüte geführt, das sie nur dann als vollberechtigt anerkannt würden, wenn sie sich rückhaltlos den polnischen Verordnungen angeschlossen. Einen weiteren schlagenden Beweis bietet die Veranstaltung und der Verlauf des am 3. Mai in Posen abgehaltenen Papstjubiläum. Es wurde durch einen feierlichen Umzug durch die Stadt und durch eine Volksversammlung im Posaunenchor den Gedanken der Vereinerung der polnischen Geistlichkeit, der Erzbischöfe, vieler hochgebildete Geistliche, Fürst Radziwiłł und Träger vieler anderer hervorragender polnischer Namen hielten Ansprachen. Aus diesen ging klar hervor, das das Fest zur Verherrlichung des polnischen Nationalgedankens verwendet wurde, ja vielleicht allein zu diesem Zweck veranstaltet war. Auch die Rede des Erzbischofs, obwohl sie sich äußerlich gegen die Feinde des Glaubens wandte, war inhaltlich eine national-polnische Rede und wurde auch so von den dazu autorisierten bearbeiteten Redatoren aufgefaßt. Die deutschen Katholiken fehlten. Sie hätten bei einer so veranordneten Feier auch inhaltlich nicht zu fehlen. Die Polen hatten die ganze Feier in die Hand genommen, und es waren auch beschönigender Weise von kirchlicher Seite keinerlei Schritte gethan, um die Beteiligung der deutschen Katholiken herbeizuführen. Aus diesen Thatsachen erhellt zur Genüge,

das auch die katholisch-polnische Hierarchie die katholische Kirche in Posen ausschließlich als eine polnische ansieht und dementsprechend sie hauptsächlich in den Diensten der polnischen Verordnungen zu stellen trachtet. — Ohne jeden Kommentar wollen wir im Anschluß hieran noch folgende polnische Zeitungsmeldung abdrucken: Als der Fürbischof von Breslau, Cardinal Kopp, in Teschen (Oesterreichisch-Schlesien) weilte, nahm an seinem Empfang eine Abordnung des Teschener polnischen Gymnasiums Theil. Der Director begrüßte den Eminenz in polnischer Sprache. Der Herr Cardinal nahm dies äußerst freundlich auf und gab ihm eine Entschuldigung, das er deutsch antwortete. Er versetzte zwar Polnisch, beherrschte es aber selbst nicht genügend. Der Herr Cardinal nannte das polnische Gymnasium eine für Schölen notwendige Anstalt, die hoffentlich bald verstaatlicht und aus der auch für die Kirche Nutzen erwachse werde. Denn hier würden künftige Priester erzogen, die die polnische Sprache völlig beherrschten. Und solcher Priester brauche er Cardinal Kopp viele für seine Willen polnischer Bischöfen. Der Abordnung ertheilte der Herr Cardinal seinen Segen.

Die Erklärungen des französischen Außenministers Delcassé über den Dreibund und die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien sind, wie zu erwarten war, von der französischen Presse beifällig aufgenommen worden. Zahlreiche Blätter, darunter selbst der „Temps“, behandeln die Worte des Ministers theilweise wie eine Offenbarung, so besonders den Passus über den rein defensiven Charakter des Dreibundes, den dieser nach der unerschütterlichen Ansicht vieler Franzosen von Anfang an nicht befehlen hat. Einige Blätter gehen so weit, die letzte Erneuerung des Dreibundes nur als eine „höfliche Action“ zu betrachten. So erklärt der „Nationalist“ „L'clair“, die Erneuerung des Dreibundes sei nur noch eine Freundchaftsleistung an Deutschland gewesen, mit dem Italien noch durch ein schwaches Band der Dankbarkeit verknüpft sei, während seine wüthenden Productionen und Handelsinteressen es nach der anderen Seite zögen. Zu bemerken ist, das Delcassé's Aeußerungen nicht so ungeschicklich worden sind, als ob Italien nun in seinem Sinne mehr ein „Strategieinstrument“ gegen Frankreich sein könne. Bekanntlich haben die ersten Meinungen der Vermittlung kaum, das Delcassé gesagt habe, Italien werde unter seinen Händen gegen Frankreich vorgehen, und das er diese falsche Behauptung später im Protokoll diktirt eingeträcht habe, das das Italien an seinem Angriffe auf Frankreich theilnehmen werde. Dem ist nicht so. Im Commentar des „Petit Parisien“ zu Delcassé's Rede heißt es ausdrücklich, namentlich siehe ich, das Italien durch keinen Vertrag zu einem Angriffe gegen Frankreich fortgerissen werden könne. Und das „Journal des Debats“ erklärt sogar die Möglichkeit, das Italien Frankreich feindselig gegenüberstehen könne, wenn einer seiner Bundesgenossen letzterem die Rolle des Angreifers auftrüge. Der „Algar“ freizich am meisten darüber, das Italien sich herbeigelassen habe, der französischen Regierung so freundliche Versicherungen zu geben. Der russisch-französische Zweibund aber auf das Cabinet von Rom eine so starke Anziehungskraft aus, das man in Rom darauf halte, Frankreich und

Rußland alle wünschenswerthen Garantien zu bieten. Der Schritt der italienischen Regierung werde in Europa als ein großer Erfolg der französischen Diplomatie um so höher eingeschätzt, als er für die ein Verbrechen des Friedens bedeute. Eine besondere Stelle gewinnt der „Soleil“ den Erklärungen Delcassé's ab. Oberflächlich schreibt er, sei es, das die Republikaner in Frankreich jetzt einsehen, eine Politik des Friedens sei besser, als die Politik der Eroberungen, die mit der Annexion von Tunis Italien in die Arme des Dreibundes trieben. Nur wenige Blätter stimmen nicht in den Lobpreis der unbedingten Vobredner Delcassé's ein. Das „Journal“ meint, der Minister habe die größten Anstrengungen gemacht, um die Dittiere Pille der Erneuerung des Dreibundes zu verzerren, und das sei ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelungen. „Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben einen neuen Vertrag in ihren Archiven, wie eine Erklärung wech auf der Tribüne des Parlaments“. Auch die antisemitische „Libre Parole“ kann bei aller Anerkennung des ehrenvollen Thatsachens sich nicht enthalten, Delcassé's Weisheit zu kritisieren. Sie schiebt das ganze Verdienst der russischen Diplomatie zu, das erhoffe aus der Thatsache, das der König von Italien nach Rußland, nicht aber nach Frankreich zu reisen beabsichtige. In anderer Richtung schlägt der „Matin“ politische Capital aus der Beherrschung der Beziehungen zu Italien. Die Annäherung Italiens an Frankreich habe begonnen von der Zeit an, da in Frankreich die Republikaner wieder die Oberhand erzielten und die liberale Reaction zurückdrängten.

Angesehene französische Blätter beschäftigen sich in bemerkenswerther Weise mit der Rede Kaiser Wilhelms und mit dem „Journal des Debats“. In Bezug auf jene Rede schreibt das „Journal des Debats“: „Wir haben einen italienischen Heerzug gegenüber, dessen Ziel ist, Deutschland zur Schwächung der Katholiken zu erziehen, besonders im Vergleich mit Frankreich. Falls dieser Erfolg nur zum Ziele käme, die deutschen Katholiken für die kaiserliche Politik zu gewinnen, könnte sie ein verhältnismäßig gleichgültig lassen; aber da es sicher ist, das er höher hinaus will und gleichmäßig internationale Absichten verfolgt, werden wir unsere ganze Aufmerksamkeit.“ — Was das Pariser Blatt hier von Absichten spricht, Deutschland in internationaler Hinsicht zur Schwächung der Katholiken zu erziehen, ist lediglich ein Phantasieprodukt. Was noch länger, das Deutschland in internationaler Beziehung nur den Anspruch erhebt, die Katholiken deutscher Reichsangehörigkeit selbst zu schlingen. Auch die Kaiserrede enthält keine Stelle, die eine Abweidung von diesem Standpunkt irgendwie andeutet. Im Gegentheil sagte der Kaiser: „Dem Charakter der Germanen entsprechend, bezeichnen wir und nach außen (auf die Grenzen unseres Landes), um nach innen unbefriedigt zu sein.“ — End demnach die Versicherungen des „Journal des Debats“ gegenstandslos, so gilt das Gleiche von gewissen Hoffnungen, die der „Temps“ darfschimmern läßt, wenn er seinen Artikel über die deutsche Kaiserrede mit den Worten schließt: „Nur wird Deutschland an der Spitze seiner Streitkräfte war Männer haben, die alle Geheimnisse der Theorie wunderbar verstehen können, wenn aber die Weisheit der Praxis, der Erfahrung und des Sieges mangeln.“ — Das ist auch anno 1864 ebenfalls gewesen, das aber die deutschen Siege nicht verhindert. Im Uebrigen wird den französischen Oesterreichern wohl gleich-

zeitig ziemlich derselbe „Mangel“ anhaften — die Franzosen müßten sonst ihre Colonialstriege als hinlänglich „weiser“ ansehen.

Der Schweizer Universitätsprofessor Wetter in Bern hatte bekanntlich bei Gelegenheit des Jubiläum des „Germanischen Museums“ in Nürnberg eine Rede gehalten, in welcher die Stelle vorant: „Als Schweizer sind wir und bleiben wir Deutsche.“ Das hatte bei der Berner Studentenchaft stark verunsichert, die brachte Wetter eine Aeußerung, und die Universitätsbehörden gaben ihm zu verstehen, das sie keine Heußerung für tactlos hielten, da die Schweiz seit Jahrhunderten ihre eigene Geschichte habe und es dem Nationalstolz des Schweizlers widerstrebe, wenn sein Land gewissermaßen als eine Provinz Deutschlands bezeichnet werde. Dies veranlaßte Wetter, auf seine Professur zu verzichten; er gab also Antwort auf das unvollkommene, schmerzliche Mißverständnis seiner Worte, die lediglich die Wissenschaftlichkeit schweizerischen und deutschen Lebens, namentlich auf literarischem und wissenschaftlichem Gebiete, andeuten wollten, umgehend seine Demission. In der Angelegenheit wird jetzt dem „Schweizerischen Mercur“ aus Bern geschrieben: „In sich kleine, unfehlbare Ursachen haben oft recht unliebsame Folgen. Wer hätte denn gedacht, das die geistvolle Rede des Professors Ferdinand Wetter solch schwere Folgen nach sich ziehen würde? Sicherlich Wetter am allerwenigsten. Er ging, das darf Jedermann glauben, mit einem patriotischen Hochgefühl, mit dem Stolz eines durch und durch begüterten Mannes nach Nürnberg, um dort die Schweiz zu vertreten, ein unverfälschtes Bild des Schweizerlandes (Weises und Künstlerthums) zu sein. Politische Annäherungen lagen ihm vollständig fern, und die Absicht, sich nur eine „deutsche Professur zu ergattern“, wie Oesterreicher Oesterreicher im „Bund“ sich so lässig ausdrückte, hatte er sicherlich nie gehabt. Auch nicht der leibliche Schatten irgend einer Streber umging ihn. Und doch mußte er erleben, das man ihm unliebsame Motive unterstich, ja ihn einer niedrigen, unparitätischen Behandlung gleich. Was Wunder, wenn er über Nacht die Professur an der Berner Hochschule niederlegte. Und als der „Bund“ gar hinter dem Rücken des Dr. F. Wetter in einer beleidigenden Aufsicht des Oesterreichers Delcassé gegen Wetter die Aufnahme gewährte, da war es erklärlich, das auch Wetters seine Demission gab. Beide Oesterreichern sind nicht allein getreu verwandt, von demselben hohen Range diplomatischer Begabung erfüllt, sie umschließen auch verwandtschaftliche Bande, denn Wetter hat eine Tochterwitwe Wetters als Frau. Alle Verluste, Wetters wieder zur Zurücknahme der Demission zu bewegen, waren erfolglos. So ist ja menschenlich erklärlich, das der „Bund“ gegenüber Delcassé, einem eifrigen Berner Parteigenossen, sich leicht einer Schwäche schuldig machen konnte, indem er gegen Wetter eine Entsendung aufnahm, allein diese Entsendung dürfte sich seiner höchsten persönlichen Form bedienen. Das ist aber geschehen, und dadurch hat sich das Bild eines uncollegialen und groben Verhaltens schuldig gemacht, welches tief zu bedauern ist. Und was ist der „Bund“ Wetters nicht Alles schuldig? Wetters hat das Wort geteilt, wetters und ihm eine angenehme Stellung verschafft. Und nun dieser Delcassé! Unter normalen Verhältnissen ist eine solche Dankbarkeitsweise unethisch undenkbar, hier ist's Ereignis. Als Wetters im Jahre 1880 von den conservativen Schulbehörden Berns aus

## Feuilleton.

Susanna.

Roman von H. Perle.

11) So fuhr er dahin... in die Nacht hinaus, und die leuchtenden Sterne, die seinen Finnen und geistigen Schöpfungen leuchteten, sie leuchteten auch in das stille Gemach des hohen Hauses in der Rue Montmartre, leuchteten dem einsamen Mädchen, das in seiner tiefen Bewegung seine Rude finden konnte.

Langsam stand Susanna am geöffneten Fenster und er-audte sich an der kalten, reinen Nachluft. Von fern drang der Rarm des Boulevards herüber, verflüchtete, heim-suchende, lustige Stimmen, die dem Quartier latin zu-streben, elten vorüber... vom Thurm St. Etienne gaben die Glockenklänge die Zeit an... man thute ein langgezogenes Weifen von ferne her... „wohl vom „Gare du Nord“, dachte sie... es ist die Stunde, in der Franz Wärenholm die Stadt verläßt, sie verläßt... wieder ein Fremde weniger... aus Worenforn ist fern, nun ist sie allein, ganz allein, einsam und verlassen in der Miesstadt... wie die schwarzen Wolken sich jetzt gerade oben am Himmel zusammenbäumen, dicker, broden, herzbeklemmend... vorher noch der klare Himmel... war nicht auch so ihr Leben? Erst heller, sonnig, bis die Stürme kamen, die Wolken sich zusammen-ogen, der Bligstrahl sie traf.

Wie atmete bang.

Was mochte ihr noch bedrücken sein!

Traurig sah sie zum Nachthimmel auf... immer leichter wurde es ihr und Oetz, und immer klarer und heller ward es dort oben, immer leuchtender lichten der goldige Mond streifte hinter den sich theilenden Wolken hervor... nun blinnten die Sterne wieder, da heilen auch die erlösenden Tropfen aus des einsamen Mädchens Augen herab auf die gekalteten Hände.

„Von oben... mein Trost“, flüsterte sie leise. Ein alter Herr fiel ihr ein, sie sagte ihn sich laut her: „So geht ihr Wolken, steht dahin, Mit euren düstern Fratzen, Doch trübt mir keinen Himmel nicht, Wo meine Sterne leuchten.“

Dann ging sie zur Ruhe.

## Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Fast zwei Jahre waren in den Schooß der Zeit herabgesunken.

Winterstürme hatten die Erde durchwühlt, Jahres-wochen neue Hoffnungen erweckt, in Sommergluthen waren Kräfte gereist und milder, klarer Herbst hatte Frieden und Segen gesendet, in der Natur und auch in den Herzen der Menschen.

Der ewige Kreislauf der Dinge, der sich in ihren Wechseln immer wieder abspiegelt, das Leben und das Sterben der Leidenschaft, Arbeit, Ringen und Streben mit seinen Enttäuschungen und Enttäuschungen, mit den oft so geringen Erfolgen... Alles hatte sich nach unerschütterlichen Gesetzen wiederholt und jedem Geschöpf aus Erden das un-gleich gemessene Maß an Leid und Freude gebracht.

Auch über das alte Kapfen, über das erneuerte Al-lei-schen oben am düsteren Meer, war der Sturm gezogen und hatte manche Wäthe geknickt.

Die graue, wüthige Burg war so lange ein Ort des Friedens gewesen, das Glanzbanner wehte unerschütterlich, bis seiner traurige Tag damals herangekommen, in dessen düsteren Stunden Oberhard, der älteste Sohn, der künftige Majoratsherr, vom jähen, furchtbaren Tod ereilt wurde und die der Familienfreude gewählten Söhne umflort blieben für lange Zeit. Edna von Ollendorfs, die stolze, schöne Frau, zeigte ihre wahre Weisheit in dem Verhören durch jedes Verzicht auf Menschenglück, setzte der Welt den Rücken und begab sich in ein adliges Damenstift nach Hannover, um Werke der Barmherzigkeit zu thun.

Die leichtlebige, genußliebige Schwägerin, welche nicht gewohnt war, ihren oft abentheuerlichen Neigungen einen Jügel anzulegen, welcher außerdem die Segnungen milder Mutterliebe nie zu Theil geworden, da Frau von Ollendorfs bei der Geburt ihrer Tochter gestorben war, hatte mit süßem Anlauf ihr leibliches Glück, hohes Ziel erreicht, Kätins Gattin zu werden. Die kleinen Hände, die so seit die Reizperiode schwangen, die so müthig auf den Jagden das todbringende Geschloß absperren, sie konnten die karten Fäden nicht spinnen, die häusliche Glad zusammenhalten, sie konnten den Frieden ihrer Ehe nicht bewahren und sich selbst unglücklich machen, was sie sich so stürmisch verlangend angeeignet, ansehend, um es sich für ewig zu sichern.

Warum hatte Kätin auch den Officiersdud ausgezogen,

warum mußte er sich in Allerhöchsten begnügen, anstatt in Berlin oder mindestens in der alten Krönungshadt Drenthens mit der jungen Frau zu glücken? Das waren nicht ihre Ideale gewesen, anhaltend so einsam zu leben. Sie liebte den schönen, blonden Kätin mit Leidenschaft, furchtbare Eifersucht hatte ihr Oetz durchwühlt, als damals die Geschichte von seiner Verlobung mit der jungen Walerin aufgedeckt waren, ein förmliches Schloß war nach Oberhard's Tode von ihr vererbt worden, um sich in die Herzen der Trauernden zu legen, besonders verstand sie es, Kätin aus ihren Plänen zu ziehen, ihn zu tödnen, ihre Liebe offen zu zeigen, bis sie ihr Ziel erreicht, an seiner Seite den Priesterlichen Empfang, in die Welt hinauszuflühen, glücklich, fertig... und sogar für einige Zeit dankbarlich. Dann aber... immer mehr und mehr froh der böse Feind des Friedens, die Langeweile, heran mit ihrem schleichenden Gesetze gegen legendische Arbeit, mit ihrem schleichenden Gesetze gegen Vertriebsarbeit, Un-befriedigung, mit ihrem Dohsen nach unerlaubtem Thun, mit ihrer Eitelkeit.

Evelich und Rosa waren seit längerer Zeit aus der Schweizer Pension heimgekehrt.

Es kam darauf an, die jungen Mädchen, sehr an-muthige Zwillinge, in die Welt einzuführen, die Satzen in Königsberg sollte Gelegenheit dazu geben, und da die Mutter sich noch nicht entschließen konnte, rauschende Feste mitzumachen, ward Selma's Anerbieten, die flüggen Vögelchen unter ihren Schutz zu nehmen, dankend an-genommen. Kätin zeigte sich zwar nicht sehr zufrieden mit diesem Arrangement, denn er sah voran, wie viel Unruhe, Zerstreungen, ja, Extravaganzen zu überwinden sein würden, Selma aber schloß mit der Befugung, das sie die Langeweile nicht mehr vertragen könne, seine Be-denten nieder.

„Du hast die Musik, Decläre, Deine Walerin, die Dorfmann, die Ainderstraße, die Mutter hat sich stets darum gekümmert, auch Kätin.“

„Ich mir langweilte, theurer Kätin, ich hätte es schon lange nicht ausgehalten, wenn nicht die paar Jagden gewesen wären. Selbst aus dem einsamen Meien mache ich mir nicht mehr so viel, immer allein, höchstens mit Dir oder dem Jofen, es muß in langweilig werden. In Königsberg habe ich die Wäpche, die Theater, die Halle, die Schiltenfabriken, den Circus, da atme ich Luft, die mir zulaut, lasse mich nur einige Zeit dort, nachher er-trage ich hier wieder leichter.“

Die suchte ihn zu umarmen, er nahm es kühl an.

„Bedant“, sagte sie kurz und wendete sich ab. „Es ist mir längst klar, das Du mich nicht liebst.“

Die jungen Schwägerin wurden von Selma dreifert, es half Kätin nicht, er mußte nachgeben, die Damen nach Königsberg begleiten und sich für dort häufig zur Ver-fügung stellen. Kun war Selma in ihrem Element, stauen, befehlen, Weisheiten anheben, Pläne machen und empfangen, dann die verschiedenartigen Verhandlungen exaltierter Art, Diktiren und Fülle bis tief in die Nacht, Ausbreitung auf glühendem Gie, Wohlthatigkeitsarbeiten, bei denen sich die elegante, junge Frau durch ihren Gie und ihre Robuste hervorhat, Theater, Concerte, Tanz, wo das Vergnügen sein Expector schwang — die stante Frau von Veken mit den verlebten, jungen Schwäger-linnen durfte nie fehlen.

Den Zwillingen wurde es fast zu viel.

Die schenkte sich schon nach Danie, aber sie waren zu sehr in Selma's Pläne und wüthten Eltern und Bruder immer wieder bitten, sie noch in der Stadt zu lassen. Eine besonders wüthige Concurrenz gegen Kätin's Wünsche war dadurch entstanden, das ein weiderrühmer Circus nach Königsberg kam, um einige Wochen vor dem Weihnachtsfest die Stadt hinaus zu loden.

In Oesterreich ist das Interesse für schöne Pferde be-sonders groß.

Der Hauptstich war enorm.

Auch bei Selma war jedes andre Interesse verdrängt. Zeit früheren Kinderjahren hatte sie sich nie so wohl gefühlt, als auf dem Rücken eines feierigen Rosses. Kunst-voße Hite, schöne Schulpferde, elegante Reiter, halb-berühmte Evolutionen — das war ihr Ideal.

Allabendlich sah man sie in einer Fosse des Circus Marx — Finers-Ginlagenen nahm sie nur bis zur Er-öffnungsstunde der Vorstellungen entgegen, auf Abend-geheimnissen erziehen sie erit, wenn die letzte Nummer im breiteren Daulé geüht war.

Dem ersten Vorforce-Reiter, Monsieur Manfred, war es namentlich gelungen, ihre Aufmerksamkeit und Günst zu erlangen.

Mit leidenschaftlichen Blicken verfolgte sie seine wilden Hite, applaudirte sie heilig und anhaltend seine kühnen, eleganten Leistungen, mit unterdrückter Freude nahm sie seinen kühnen Tanz aus den leuchtenden Augen ent-gegen.

Sobald er in die Arena eintritt, suchte sein Auge die schöne, junge Frau im weißen Dornlein-Cape und schwarzen, gewaltigen Federhut, die immer in derselben